



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

C.: Das Buch vom Grafen Bismarck : von George Hesekeel. Erste und zweite Abtheilung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bern daß uns Etwas, was von ihrer Seite herkommt, immer wieder abstößt, und das ist die eigenthümliche Auffassung des Lebens, der Rechte, Pflichten und Ansprüche, welche bei ihnen als Gemüthlichkeit umgeht.

Das Buch vom Grafen Bismarck.

Von George Heseckiel.*) Erste und zweite Abtheilung.

Es ist immerhin mißlich, Biographien noch lebender Personen zu schreiben; doppelt bedenklich wird die Sache, wenn die geschilderte Person noch in voller Action auf der Bühne steht. So lange der lebende Mann noch im raschen Laufe begriffen ist, kann man eben kein Bild von ihm machen, etwas Abgeschlossenes muß vorliegen, ein Stillstand eingetreten sein, ehe wir den Griffel ergreifen dürfen. Dieser Stillstand braucht nicht immer der leibliche Tod zu sein; ein Feldherr, ein Staatsmann, ein Künstler, der seine Hauptarbeit gethan hat, und zeitweise oder für immer von der Weltbühne abgetreten ist, mag sich wohl auch, wenn er noch als Lebender unter uns weilt, der geschichtlichen Betrachtung bieten.

Beinahe unmöglich wird aber die Arbeit, wenn das Object der Schilderung ein Staatsmann ist, der erst die Hälfte seiner Aufgabe erfüllt hat, der noch mitten unter uns steht, der dem Einen zu langsam, dem Andern zu schnell, einem weit hinaus gesteckten Ziele zuschreitet, dessen Name, je nach der Leidenschaft des Momentes und der Personen, von Dem gepriesen, von Jenem verwünscht wird. Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt eben noch sein Bild. Wir erhalten entweder einen leeren, werthlosen Panegyrikus, oder eine feindselige Parteischrift, allenfalls einen Abriß der Zeitgeschichte, in welcher aber die menschliche Erscheinung, Charakter und Inhalt der geschilderten Persönlichkeit eine unbefangene Würdigung nicht erhalten konnte. Gerade diese aber uns nahe zu bringen, den Menschen, nicht bloß den Staatsmann in volle Beleuchtung zu rücken, das ist es, was Herr Heseckiel beabsichtigt. Er geht noch einen Schritt weiter, er will ein sogenanntes Volksbuch schreiben. Das zeigt schon der schwarz-weiß-rothe Umschlag und die zahlreichen Illustrationen.

*) Der beifolgende Aufsatz ist von einem werthen Freund des Blattes aus der Ferne gesandt, welcher kein Preuze und ein warmer Verehrer des Grafen Bismarck ist, und nur durch die Lectüre des Buches zu der folgenden Kritik veranlaßt wurde. D. Red.

An sich hat diese Aufgabe etwas Verlockendes. Bismarck ist jetzt wohl, trotz seiner wenig populären Vergangenheit, die bekannteste Persönlichkeit auf dem Erdenrund. Kaiser Napoleon scheint bereits den Höhenpunkt seines populären Ruhmes überschritten zu haben. Garibaldi, der ihm vielleicht diese allgemeine Theilnahme streitig machen konnte, vegetirt einsam auf seiner Felseninsel. Graf Bismarck hat in Schätzung der Welt eine wunderbare, beinah blitzartige Wandelung erfahren. Aus dem verhassten Junker, dem reactionairen Minister wurde mit einemmal eine so leuchtende Erscheinung daß Aller Augen geblendet waren. Die Thatkraft ist es, welche Augen und Herz der Menschen am leichtesten gefangen nimmt. Das kecke Wagniß des Krieges, die zündenden Wetterschläge in Böhmen, der rasche Siegesmarsch bis vor die Thore Wiens, und nach dem Frieden der kühne Griff über die alten Grenzen hin, wo, statt der bisherigen lithographirten Pariser, einmal eine wirkliche Revision der Karte von Europa stattfand, und bei dieser Gelegenheit einige Throne und Thronchen zu Falle kamen — in alle dem sah die Menge, das Volk, das staunende Ausland den Griff eines gewaltigen Willens, und mit einemmal war Graf Bismarck der populärste Mann diesseits und jenseits des Oceans. Seine früheren Sünden waren momentan vergessen; als Mann der That und des Rathes vereinigte er gewissermaßen nach der allgemeinen Schätzung Cavour und Garibaldi in einer Person.

Nach dem Siegesrausch kam nun freilich wieder die harte Arbeit des Tages, es galt, das Gewonnene sicher zu stellen, es galt auch, den Boden unermüdet umzubrechen zu neuer Ernte.

Nun ist die Thätigkeit eines Staatsmannes in gewöhnlichen ruhigen Zeiten, dem hastigen Drängen der Menge gegenüber, wenigstens soweit sie auf der Oberfläche der Dinge sichtbar wird, in der Regel eine retardirende. Er arbeitet im Verborgenen, er bereitet vielleicht Neues vor; aber das, was uns vor Augen liegt, ist leicht ein Zurückhalten der schneller nach dem Ziele hin treibenden Parteien. Da tritt bald eine Enttäuschung bei dem schaulustigen Publicum ein, dem es, besonders nach großen unerhörten Dingen niemals schnell genug geht. Diese Art von Wirksamkeit ist also immer in Gefahr weniger populär sein. Die stille, geräuschlose Arbeit des Politikers entzieht sich der Werthschätzung der Menge, deren Gunst der raschen That zufällt. — So weit sich der Ruhm nach der Zahl der Bewunderer mißt, wird der Feldherr stets den Minister schlagen, das hat Cavour bitter erfahren gegenüber dem Helden von Marsala; und immer wird Blücher populärer bleiben als Stein. Das Leben des Letzteren als Volksbuch zu bearbeiten ist eine weit schwierigere Aufgabe, als ein „Bild des Marschall Vorwärts für das deutsche Volk“ zu zeichnen.

Wir haben also unsere großen Bedenken, daß man den Grafen Bis-

marck überhaupt schon zu einem Gegenstande populärer Darstellung macht. Vor Allem wollen wir, was sich freilich von selbst versteht, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir diese ganze lange Betrachtung nur im Interesse unseres deutschen Staatsmannes angestellt haben, durchaus nicht um die Befähigung des Herrn Heselkel zu prüfen, dessen anderweitige literarische Beschäftigung uns vollkommen gleichgültig gelassen hat. Die Novellen, märkischen Rittergeschichten, Wappensagen und dergleichen — denn, wie wir sehen, treibt seine Thätigkeit wohl vorzugsweise nach dieser Richtung hin ihre Blüten — stehen nicht auf dem Niveau, welches zur Lectüre lockt und Anspruch auf eingehende Kritik gibt. Aber nicht gleichgültig ist es uns, daß Graf Bismarck, der Schöpfer unserer staatlichen Gegenwart, die leitende Kraft des deutschen Staates, in solche Hände gefallen ist. Das Buch tritt mit einer gewissen Präntension auf, es fällt in die Augen, es ist wahrscheinlich sehr verbreitet. Und das ist uns leid; denn trotz manchem Neuen und Interessanten, das es bringt, ist seine Wirkung jedenfalls eine schädliche; es verbreitet falsche Meinungen über unsern nationalen Staatsmann.

Sehen wir uns das Buch genauer an. Wir beginnen mit dem Außerlichen, der Schale. Des zierlich geschwungenen Schwarz-Weiß-Roth auf dem Deckel gedachten wir schon, und haben nichts dagegen einzuwenden, Graf Bismarck ist ja doch der eigentliche Vater der neuen Nationalfarben, er erscheine denn auch in diesem Schmucke. — Herausfordernd klingt aber der Titel: „Das Buch vom Grafen Bismarck“, das heißt doch ein Buch, das Alles zusammenfaßt, was sich nur über den Helden desselben sagen und denken läßt. Das wird schwerlich ein Schriftsteller der Gegenwart fertig bringen. Hat man die ersten Seiten gelesen, so wirkt der Contrast zwischen Titel und Inhalt durchaus komisch. Das große Format ist dem großen Namen entsprechend; das Papier elegant und weiß, wie die loyale Seele des Herrn Heselkel; der Druck nicht überall correct.

Zunächst fallen die zahlreichen Illustrationen in die Augen; das Buch soll nicht nur ein Lesebuch, auch ein Bilderbuch für das Volk sein. Eine Anzahl bildlicher Darstellungen wäre nun jedenfalls ganz willkommen, Graf Bismarck selbst in verschiedenen Lebensaltern, die Bilder seiner Eltern, allenfalls auch Großeltern, das väterliche Haus u. s. w.; aber in der Auswahl der meisten anderen hat die Geschmacklosigkeit der Zeichner das Möglichste geleistet. Wir sprechen hier natürlich nur von der Wahl der Gegenstände; das Künstlerische oder Unkünstlerische der Form berührt uns nicht. Da sehen wir z. B. S. 13. Frau Bellin, gewiß eine recht brave Frau und treue Dienerin des Hauses, aber interessirt es das ganze deutsche Volk, zu wissen, wie sie ausfieht? S. 47. Ein schmollendes Ehepaar im Costüm des 16. Jahrhunderts. Der Text lehrt uns, es seien die alten Bismarcke, die sich grä-

men, weil sie der Kurprinz auf gute Manier von Haus und Hof jagen will. Der Kreuzzeitungsmann Hesekeel kann sich nicht enthalten, uns zu versichern, daß das etwas eigenmächtige Verfahren des Landesfürsten ihrem loyalen Sinne keinen Eintrag gethan habe. S. 75. Eine nicht mehr jugendliche Magd oder so etwas, vom Rücken gesehen, mit gefalteten Händen vor einem offenen Schranke stehend. Uns bliebe das geheimnißvolle Bild wohl auf ewig, wie Don Karlos der Prinzessin Eboli, ein verschlossener Schrank; auch der scharfsinnigste Keilschriftleser, Hieroglyphendeuter, Vasenbilderklärer würde nicht im Stande sein, einen Zusammenhang zu entdecken zwischen dieser allerdings bekleideten Kallipygos und dem Grafen Bismarck. Wir nehmen also den Text zu Hülfe und erfahren, daß wir wiederum eine treue Dienerin vor uns haben, Trine Neumann aus Schönhausen, die eben die Entdeckung eines Diebstahls macht. Wir bedauern nun um so mehr, den Eindruck dieser Greuelthat nicht in ihren Zügen lesen zu können, da sie uns, wie schon bemerkt, die verkehrte Fronte zudreht, trösten uns jedoch einigermassen, wenn wir lesen, daß Trine Neumann noch lebt, und also für die zweite Auflage mit Hülfe der Photographie die Möglichkeit einer Ansicht von vorn gegeben ist. S. 102. Wieder eine Rückenansicht, welche also der Künstler zu lieben scheint. Diesmal ist es eine ebenfalls bekleidete männliche Figur. Hoher Hut, langer Rock, Stulpenstiefel; daneben ein hünenhafter Hund. Räthselhafte Unterschrift: Melancholie. Der Text sagt uns, es sei die sogenannte „Premierlieutenants-Melancholie“! Auf dieses Kunstwerk scheint sein Schöpfer besonderes Gewicht zu legen; denn, obgleich von kleinem Format, ist es nicht in den Text eingedruckt, sondern erscheint auf einem besonderen Blatte. S. 144. Der trostige „Junfer“ Bismarck auf einer Straße Berlins im tollen Jahre. S. 176 heißt es: „Vor Tisch pflegte er auszureiten“. Daneben erscheint ein Herr zu Pferde. Ein Grenzstein zeigt die Inschrift: Herzogthum Nassau. Geistreiche Anspielung, daß während des Frankfurter Aufenthaltes Bismarck zuerst auf die Idee kam, es sei nothwendig, an verschiedenen Orten in Deutschland die Grenzsteine ein wenig zu verrücken. S. 249. Sehen wir nochmals einen Reiter, Illustration zu den Worten eines Briefes: „Die Fuchsstute ist meine tägliche Freude im Thiergarten“. Leider ist das Bild nicht colorirt und das Pferd erscheint mehr von vorn, so daß gerade das Charakteristische des Gegenstandes, Stute und Fuchs, bildlich nicht auszudrücken war. — Es sei genug mit diesen Proben; man durchblättere das Buch und wird eine ganze Blumenlese höchst gewöhnlicher Illustrationen finden. Es ist fast, als habe der Verleger eine Anzahl schon vielfach verwendeter Glaces zusammengekauft und hier und da eines eindruckeln lassen. Ist dergleichen ein würdiger Bilderschmuck für das Buch vom Grafen Bismarck?!

Doch betrachten wir näher, was Herr Hefekiel selbst gemacht hat. Wir denken uns, wenn Jemand die Feder ansetzt, ein Buch über Graf Bismarck zu schreiben, wenn er unternimmt, mit dem reichsten Material in den Händen, ein Bild seiner äußeren Schicksale, seiner inneren Entwicklung zu geben, auch ein unbedeutender Schriftsteller müßte sich von dem großen Gegenstand seiner Darstellung gehoben fühlen und von würdigen Dingen auch würdig reden. Wie beginnt Herr Hefekiel? Wir schlagen die erste Seite auf und trauen kaum unsern Augen, wenn wir lesen: „In Genthin verließen wir die Eisenbahn“.

Dieses geistreiche Eintreten in *mediam rem* erinnert uns an den Anfang einer höchst trübseltigen Novelle, die wir einst in vormärzlicher Zeit in einem Journal fanden; dieselbe begann: „Clärchen hieß sie“ — ein Paukenschlag, wie in der Oberon-Duverture. Auf den Rang eines solchen obskuren Novellisten müssen wir den Schriftsteller setzen, der es unternimmt, das Leben des bekanntesten Staatsmannes der Gegenwart zu schreiben!

Es geht im gleichen Tone weiter; halb liest sich der Text wie eine Novelle, halb wie ein Reisebild, etwa aus der „Gartenlaube“, oder sagen wir lieber, da der conservative Verfasser das übel deuten könnte, wie im „Daheim“. Nachdem uns versichert worden ist, daß die Plotho und die Gänse zu Putlikz noch von den alten wendischen Fürsten abstammen, wird berichtet, daß der Landrath v. Brauchitsch die älteste Tochter des Ministers v. Noon zwei Tage vorher heimgeführt habe, nämlich vor dem historischen Tage, an welchem Herr Hefekiel die Eisenbahn verließ. Dann wird ein lyrischer Ton angeschlagen: „Juni-Nachmittag — grünes Land — Lindenblüthenduft — Heugeruch“. Auch die Romantik kommt nicht zu kurz: die Haide „trat an unseren Weg.“ „Scheu und neugierig“ schaute das Damwild herüber. Noch einmal werden wir in die Gegenwart versetzt. „Abendgesellschaft in Tangermünde mit frischen Damentoiletten und glänzenden Uniformen“ (4. Escadron des westfälischen Dragonerregiments) u. s. w. u. s. w. Wir wollen nicht ermüden mit langen Auszügen; sie sind auch nicht des Abschreibens werth. Nur noch ein paar Proben, wie hier das Leben des Grafen Bismarck erzählt wird, können wir den Lesern nicht vorenthalten: S. 17. „Frau Inspectorin Bellin erquickte uns hier mit Erdbeeren, und es machte uns einen fast historischen (!) Eindruck, Erdbeeren aus Bismarck's Garten in Bismarck's Bibliothekzimmer zu essen.“ S. 18 werden einige ziemlich harmlose Spukgeschichten erzählt. „Uebrigens wäre Schönhausen gar kein rechter altmärkischer Edelitz, wenn es nicht seine gehörigen Spukgeschichten hätte.“ Auch Bismarck habe einmal „etwas gehört“. S. 84 wird berichtet, daß die Freuden der Ferienzeit einen besonderen Reiz erhielten durch eine Art Käsefuchen, der bei den Blankenburg in Zimmerhausen „in ganz hervorragender

Weise“ bereitet werde. S. 162. Die Geschichte mit dem Bierglas bliebe wohl besser weg. S. 163. Wen in aller Welt interessirt es, daß Herr Hesekeel im Jahre 1850 einen gelben Ueberrock getragen hat? Diese Geschichte von den drei Ueberrocken ist einfach albern. S. 166. Das mitgetheilte Jagdabenteuer in dieser Weise erzählt, ist unwürdig. — So ließen sich noch viele Beispiele geben von der Art und Weise, wie man das Leben eines Staatsmannes nicht erzählen soll.

Doch ein solcher Anekdotenkrum ist doch am Ende nur geschmacklos. Weit bedenklicher erscheint uns der Parteistandpunkt des Verfassers, der es unternimmt, das Leben des Grafen Bismarck dem deutschen Volke zu erzählen. Das ist nun reine Kreuzzeitung und Herrenhaus.

Wir sind nicht der Meinung, ein Biograph Bismarck's solle Das, was wir in seiner politischen Vergangenheit tadelnswerth finden, verschweigen, oder auch nur beschönigen. Graf Bismarck war durch seine Herkunft und Erziehung nicht so günstig gestellt wie Cavour, der groß wurde in den liberalen Ideen der Neuzeit. Der preußische Junker mußte erst eine lange Schule durchmachen und viele Schalen abstreifen, ehe er ein sicheres Verständnis der Gegenwart erhielt. Ist er auch jetzt noch nicht ganz frei von den Eindrücken, die seine Erziehung und Umgebung ihm ausprägten, keineswegs gehört er doch gegenwärtig noch der alten Kreuzzeitungspartei an, und wir müssen wegen Ehre und Interessen der Deutschen im In- und Auslande uns feierlich dagegen erklären, wenn ihn diese Art noch als den Ihrigen reclamirt. Gerade sein Werden und Wachsen zu schildern, ist die große Aufgabe des Geschichtschreibers, denn vielleicht noch niemals hat sich Schiller's Wort so bewährt, wie bei diesem Manne: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken“. Aus dem märkischen Junker ist jetzt wirklich nicht ein preußischer, sondern ein deutscher Staatsmann geworden. Mehr und mehr überwindet er die alten aristokratischen Vorurtheile und formt sich zu dem schöpferischen Staatslenker, der auf der Höhe der modernen Zeit steht. Wie stellt sich nun zu dieser Wandelung eines bedeutenden Mannes sein Biograph? Er bemüht sich, zu zeigen, daß Bismarck eigentlich immer noch der märkische Junker ist. Zahlreiche Stellen wären hier anzuführen. Man vergleiche S. 123. „Die letzte Grundlage, auf welcher Bismarck's politisches Wirken beruht, ist seine persönliche Stellung als altmärkischer Vasall und Edelmann zu seinem Lehnsherrn, dem Markgrafen von Brandenburg, dem Könige von Preußen.“ Die darauf folgende Einschränkung macht die Sache nicht anders. — Und S. 124: Und nun betrachte man von diesem Standpunkte aus das ganze politische Leben Bismarck's . . . überall wird man den loyalen brandenburgischen Edelmann finden . . .“ Wir haben auf solche Thorheit keine Entgegnung. Wir schätzen den Grafen Bismarck pas parceque,

mais quoique! Aber es will uns fast scheinen, Herr Hefekiel habe mehr für den märkischen Adel, als für das deutsche Volk geschrieben. Denn der Verfasser hat für den Adel eine ungemessene Vorliebe, schwärmt für alte Schlösser, Wappen und Stammbäume, erzählt mit Behagen alte Geschlechts- und Erbschaftsgeschichten. Er ereifert sich S. 31 sehr über Kiedel, der die Meinung aufgestellt hat, die Vorfahren Bismarck's wären wohl eigentlich, da sie der Gilde der Gewandschneider in Stendal angehört hätten, bürgerlichen Standes gewesen; er nennt das Bestreben, Bismarck für den Bürgerstand zu erobern, pueril und macht den unglücklichen Vergleich S. 32: Darum, weil Blücher von der Schneidergilde in London zum Mitgliede aufgenommen worden sei, könne man ihm doch nicht den Geburtsadel absprechen! Er wird es wohl auch „pueril“ nennen, wenn seine Leser ihre Freude aussprechen, daß Bismarck's Mutter eine Bürgerliche war. — Auch den Adel früherer Zeit in seinem mannhaften Troße gegen die Uebergriffe des Landesherrn faßt Hefekiel in beschränkter Weise auf, vom Standpunkte des heutigen Hofadels; auch darum ist seine Geschichte der alten Bismarcke gänzlich kritik- und werthlos. Die lange Abhandlung über das Bismarck'sche Wappen paßt schwerlich in ein Volksbuch, so wie es durchaus nicht interessant ist, zu erfahren, wie die pommerschen Güter in den Besitz der Familie gekommen sind.

Der politische Standpunkt des Verfassers ist also noch ganz der der alten Kreuzzeitungspartei. Er macht allerdings hier und da, der Wandelung seines Helden wegen, einige kleine Concessionen; aber er spricht doch mit einer gewissen Andacht von dem „idealen Conservatismus Gerlach's“, greift (im Jahre 1869!) noch nachträglich die Opposition des Vereinigten Landtags an, während es doch jetzt einem Blinden sonnenklar ist, daß, wenn man damals der Opposition gefolgt wäre, man wahrscheinlich die Revolution vermieden hätte. Zuweilen scheint es kaum glaublich, daß in unseren Tagen noch dergleichen Unsinn gesagt wird; man vergleiche S. 129 u. folg. — Herr Hefekiel spricht von dem edlen Patriotismus, der Manteuffel den schweren Gang nach Damüß thun ließ (S. 170 eines Buches, das zum Preise des Grafen Bismarck geschrieben ist!). Es ist nicht nur lustig, es ist auch tief widerwärtig, durch den begünstigten Biographen des Grafen unablässig daran erinnert zu werden, daß er der Partei des seligen Stahl angehört, einer Partei, die bekanntlich Preußen nicht groß gemacht hat.

Er theilt auch einige Reden Bismarck's mit, die sehr interessant sind, um den weiten Weg zu überschauen, den Bismarck zurücklegen mußte, ehe er zu seinem jetzigen Standpunkte gelangte, die ihn aber bei der großen Zahl der Leser, für die das Buch geschrieben ist, schwerlich populär machen werden. Man könnte bei manchen Anführungen von Bismarck's Worten aus früherer Zeit fast glauben, ein Feind habe das Buch verfaßt, so schneidend

widersprechen sie den liberalen und nationalen Bestrebungen der Gegenwart, zu denen sich Graf Bismarck heute selbst bekennt. Man vergleiche S. 165, 171 u. a.

Das Einzige in dem Buch, was man loben kann, das aber nicht von Herrn Hefekiel herrührt, um dessen willen allein es sich lohnt, das Werk zu lesen; das sind die mitgetheilten zahlreichen Briefe Bismarcks. Mit Ausnahme weniger, so viel uns bekannt schon früher gedruckter, sind fast alle Familienbriefe. Es wird selten vorkommen, daß schon bei Lebzeiten eines Mannes, der noch an der Spitze eines großen Staates steht, dergleichen vertrauliche Herzensergüsse veröffentlicht werden. Die Freunde und Verehrer des Grafen Bismarck empfinden, daß dies ganz seinem offenen Charakter entspreche, der gestattete, daß das mit seinem Wissen und Willen geschah; seine Gegner werden nicht loben, daß er solche zweckvolle Redaction privater Correspondenz vornahm oder gar Herrn Hefekiel gestattete. Wir freuen uns aufrichtig an vielem menschlich Ansprechenden, das darin geboten wird. Im Allgemeinen ist nicht zu verschweigen, daß vielleicht auch hier eine strengere Auswahl zu wünschen gewesen wäre; manche der abgedruckten Zettel sind doch zu unbedeutend, auch wenn sie vom Grafen Bismarck herrühren. Aber die meisten Briefe sind werthvoll, und ganz geeignet, einen Blick in das Innere dieses merkwürdigen Mannes zu thun. Man findet die geistvolle Sprache, die bezeichnenden Bilder wieder, die ihm auch in seinen Reden zu Gebote stehen; man findet aber auch ein reiches Gemüthsleben, das Viele nicht in dem trostigen Kämpfer gesucht hätten.

Insbefondere hat Bismarck ein außerordentlich lebhaftes Naturgefühl; seine Briefe enthalten eine ganze Reihe von Schilderungen aus Nord und Süd, die ungemein anschaulich sind. Wir können hier keine Proben geben; man muß die Briefe selbst lesen. Er sagt selbst von sich, er sei ein Naturschwärmer; er liebe das Meer wie eine Geliebte u. s. w.; aber es ist mehr als das; er hat ein feines landschaftliches Gefühl, und gibt uns eine Anzahl höchst charakteristischer Bilder von fesselndem Reiz, die warm empfunden, auch einen poetischen Eindruck machen. Wir übertreiben nicht. Man lese nur die Briefe aus Osn, aus der ungarischen Steppe, aus Rotterdam, aus der nordischen Gebirgswildniß, aus Peterhof; ferner aus Frankreich, Schloß Chambord, S. Sebastian, Pyrenäen u. a.

Durch alle Briefe zieht sich ein Hang zum Landleben, und ein ausgeprägtes Familiengefühl. Auf seinen Kreuz- und Quersfahrten sehnt sich der Schreiber gleich Odysseus nach Weib und Kind und nach dem stillen Schönhausen. — Sehr schön ist der Trostbrief an seinen Schwager S. 241; die religiöse Saite wird überhaupt öfters angeschlagen. Eine sehr merkwürdige Stelle findet sich in dem Briefe aus Frankfurt v. 3. Juli 1851, S. 261,

die wir doch hier wiedergeben wollen. Bismarck war damals 35 Jahre alt, und schreibt von seiner „21jährigen Jugend“: „Wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserm innern Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und werthlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wirs erleben.“

In die Briefe aus der Petersburger Zeit fallen bisweilen dunkle Streiflichter einer düsteren Weltanschauung. Körperliches Mißbefinden, sowie der Kampf und Streit des Lebens scheinen den bisher so frischen Muth des starken Mannes getrübt zu haben. —

Doch enden wir diese über Gebühr ausgedehnte Besprechung. Die mitgetheilten Briefe sind in ihrer Mehrzahl nicht nur eine werthvolle Zugabe, sie sind der eigentliche Kern und Inhalt und wohl auch der Zweck des Buches. Sie sollen uns in den Stand setzen, noch bei Lebzeiten des Mannes, in dessen Hände die Geschichte unseres Vaterlandes gelegt sind, menschlich mit ihm zu empfinden, uns an seinen Herd zu setzen, in die weite Welt mit ihm zu streifen, Hoffnungen und Befürchtungen mit ihm zu theilen.

Immerhin ist es schwer begreiflich, daß Graf Bismarck dies werthvolle Material in solche Hände legen konnte. Denn zum Schluß müssen wir es noch einmal sagen: Es ergreift uns in Wahrheit ein patriotischer Zorn, wenn wir den deutschen Staatsmann in dieser Weise mißhandelt sehen. Beschränkter Parteistandpunkt hat sein Bild getrübt; das Ganze ist ein fader belletristischer Flitterkram; darunter glänzen die Briefe wie echte Perlen. — Nur über Eines sind wir sicher. Es werden dereinst Andere kommen, die von dem Starken auch ein großes Bild entwerfen.

E.

Aus Baden.

Anfang Mai.

Während im Norden Deutschlands die öffentliche Aufmerksamkeit durch die Verhandlungen des Reichstages in Anspruch genommen wird, ist man im Süden vorzugsweise mit den Mißhelligkeiten beschäftigt, welche neuerdings in die Beziehungen der katholischen Kirche zu den Staatsregierungen von Bayern und Württemberg eine bemerkenswerthe Spannung gebracht haben, Baden aber schon seit Jahren zum Schauplatz eines erbitterten